

(1995)

p. 898

2 Psychologie

Wesen und Dimensionen der persönlichen Identität

Im wörtlichen Sinne der *absoluten Ähnlichkeit existiert die persönliche Identität (ich bin ich)* nicht! Eine zwischenmenschliche Identität (*ich bin ein anderer*) gibt es auch nicht, nicht einmal bei eineiigen Zwillingen. Auch eine kollektive Identität ist nicht möglich, da die Mitglieder eines *Wir allenfalls* "ähnlich" sind. Und doch können Variationen nicht ohne eine strukturelle Invariante existieren, die einen Vergleich ermöglicht. Es ist daher wichtig, den paradoxen Charakter der Identität zu berücksichtigen, die durch die Konfrontation von Ähnlichkeit und Differenz konstruiert wird. Es war E. Erikson hatte um 1950 das Verdienst, eine systematische Reflexion über die persönliche und soziale Identität in die Humanwissenschaften einzuführen. Trotz dieser Öffnung haben die Wissenschaftler die Forschung zu diesem Thema gemieden, das erst seit Ende der 1970er Jahre im Zuge verschiedener Bewegungen, die sich mit dem Verlust, der Suche oder der Bejahung multipler Identitäten befassen, wieder an Interesse gewonnen hat. Die Entfremdung vom Subjekt könnte teilweise auch durch eine heilsame Reaktion gegen das monadische, egozentrische oder soziozentrische "Ich" oder "Wir" erklärt werden. Aber man kann nicht lange unter dem Vorwand ideologischer Konnotationen über einen Begriff schweigen, ohne die Tatsachen, die er vermitteln sollte, auf andere Weise zu erklären.

Im engeren Sinne geht es bei der persönlichen Identität um das "Identitätsgefühl" (*idem*, *meme*), d. h. um die Tatsache, dass das Individuum sich im Laufe der Zeit als dasselbe wahrnimmt, dass es dasselbe bleibt. In einem weiteren Sinne kann sie mit dem "System von Gefühlen und Vorstellungen" gleichgesetzt werden, durch das sich das Subjekt selbst singularisiert (*is dem*, *ipséité*). Meine Identität ist also das, was mich mir selbst ähnlich macht und von anderen unterscheidet; sie ist das, was mir das Gefühl gibt, dass ich sowohl in meinen *Charakteren* (Eigenschaften, Funktionen und sozialen Rollen) als auch in meinen *persönlichen* Handlungen (Bedeutungen, Werte, Orientierungen) existiere. Meine Identität ist diejenige, durch die ich mich definiere und kenne, diejenige, durch die ich mich von anderen akzeptiert und als solche anerkannt fühle. Die Dimensionen der persönlichen Identität hängen nämlich in hohem Maße von den *Ideologien der Person* ab, die eine bestimmte Kultur durchziehen.

Die erste Dimension, die *Kontinuität*, ermöglicht es dem Subjekt, sich sowohl in der individuellen als auch in der kollektiven Zeit und im kollektiven Raum zu verorten; im zeitlichen Horizont und in den persönlichen Territorien sowie in der Geschichte und Geografie der sozialen und kulturellen Bezugsgruppen. Die zweite Dimension, die *Integration*, die intrasystematische Kohärenz, kann mit der Funktion der Persönlichkeit gleichgesetzt werden, wenn wir sie als die Koordination von Verhaltensweisen in einer kontrollierten Zeit und einem kontrollierten Raum definieren. Damit sich die Identität jedoch als ein relativ einheitliches und kontinuierliches System etablieren kann, muss sie anfangs gestellt werden und in ihren aufeinander folgenden Momenten durch Akte der *Trennung*, der Ermächtigung und der Bejahung, durch kognitive *Differenzierung* und affektive *Opposition* erneut gestellt werden. Ohne dies wird der Einzelne in seiner Abhängigkeit entfremdet und in seiner Anpassung an andere verwässert. Diese dritte

Dimension, die mit den vorhergehenden zusammenhängt, zeigt den nicht homogenen Charakter der Identität, die untrennbar persönlich und sozial ist, und die ein ständiges Bemühen um Differenzierung und Bejahung voraussetzt, das sofort durch die soziale Konformität oder den Verlust der eigenen Person im anderen begrenzt wird; ein ständiges Bemühen um Vereinigung, Integration und Harmonisierung, das sofort verweigert und ständig erneuert wird.

Zur Abtrennung von der äußeren Umgebung kommt die *Spaltung*, die innere Spaltung, die intrasystematische Differenzierung, ohne die keine Mentalisierung möglich ist. Die Identität entsteht also paradoxerweise aus einer *doppelten "Dualisierung"*: der "Ich-Andere"-Dualisierung durch Trennung, jenseits der primären symbiotischen Einheit, und der "Ich-Ich"-Dualisierung durch innere Differenzierung (Schaffung eines inneren, mentalen, real-virtuellen Raums...). Diese vierte Dimension wirft die Frage nach den Verbindungen zwischen der Einheit und der Vielfalt des *Selbst auf*, das aus mehreren Identitäten, Territorien und verschiedenen Besitztümern besteht: mein Körper, mein Name, meine Wurzeln, meine Rechte und Pflichten, meine Positionen und Rollen, all die Menschen, Tiere oder Objekte, die ich als so viele Teile meiner selbst anlege. Aus dieser Vielfalt kann ich eine Bereicherung oder eine Entfremdung ziehen, indem ich das Sein auf das Haben reduziere. Die fünfte Dimension betrifft die *Einzigartigkeit*, das Gefühl der *Originalität*. Zur Identität als Einheit und Kontinuität (sich selbst ähnlich) kommt die Identität als unvergleichliche Struktur (niemandem sonst ähnlich) hinzu. Mit der sechsten Dimension, der zufolge Identität im *Handeln* und in der Produktion von *Werken* verwurzelt ist und lebt, *verlassen wir* eine rein kognitivistische Auffassung von Identität, die als eine von praktischen Tätigkeiten getrennte Reihe von Selbstdarstellungen dargestellt wird. Die Identität verschmilzt nicht mit diesen Praktiken, aber sie orientiert sie und gibt ihnen einen Sinn. Umgekehrt begünstigen Engagement, Handeln an Objekten und Situationen, soziales Zusammenwirken und Schaffen die Bestätigung, Festigung oder -Veränderung der Identität. Die siebte vorgeschlagene Dimension betrifft die *Positivität* der Identität. Sie wird als Wert und durch Werte geschaffen. Das Individuum neigt dazu, sich selbst sowohl in konformen Handlungen als auch in originellem und marginalem Verhalten zu bewerten. Das beste Beispiel dafür ist der P.I.P.-Effekt (*primum inter pares*) oder die "überlegene Selbstkonformität", nach der jeder Einzelne "behaupten möchte, dass er oder sie den geltenden Normen besser entspricht als andere" (J.-P. Codol). Um sich in den eigenen Augen und in den Augen der anderen zu schätzen, muss jeder

p. 899

sich je nach der vorherrschenden oder geschätzten Norm als kooperativer, wettbewerbsorientierter oder kreativer darstellt.

Diese verschiedenen Dimensionen können als allzu statische Bestandteile einer idealen, mehr oder weniger moralischen Identität erscheinen, eines "vollständigen", positiven und makellosen Subjekts, in dem der andere nur als Gegenstück oder Spiegel auftritt. Im Gegenteil, wir können mit R. Sainsaulieu davon ausgehen, dass "die Individualität nicht ein Ausgangspunkt ist, auf dem sich die soziale Welt aufbaut, sondern vielmehr das Ergebnis des Spiels der Beziehungen, die in die Erfahrung von Kampf und Konflikt sozial eingeschrieben sind". Die Identität ist also keine rein kognitive Organisation; sie entsteht und entwickelt sich in kritischen Phasen, in denen die Person leidenschaftlich in ihre Beziehung zu dem äußeren Anderen verwickelt ist, der sie kränkt, einschränkt und/oder anzieht und der für sie eine Quelle der Ambivalenz ist. Der Konflikt ist auch intrapersonell, in Bezug auf dieses *innere Andere*, dieses "Phantom des Anderen, das jeder in sich trägt" (Henri Wallon). Wie Emmanuel Mounier sagte, "besteht die Beständigkeit des Selbst nicht in der Aufrechterhaltung einer Identität, sondern in der Aufrechterhaltung einer dialektischen Spannung und der Bewältigung periodischer Krisen". Identität zu verstehen, bedeutet daher, die Prozesse aufzuzeigen, die ihre historische Konstruktion, Infragestellung, ihren Verlust

oder ihre Wiederaneignung organisieren.

Die Entstehung der Identität

Bei der Identitätsbildung von der Kindheit bis zur Adoleszenz lassen sich drei Hauptphasen unterscheiden: primäre Individuation, kategoriale Identifikation und personalisierende Identifikation.

Die *primäre Individuation* umfasst die ersten drei Jahre, in denen das Kind von elementaren spontanen Aktivitäten zu organisiertem Verhalten übergeht. Im Laufe des ersten Jahres lernt er, seinen eigenen Körper zu konstruieren, ihn als kontrollierbare Gesamtheit zu begreifen, in Beziehung zu Objekten, deren Dauerhaftigkeit er nach und nach konstruiert. Dieser Fortschritt geht jedoch mit einer starken Abhängigkeit von - anderen und der Unfähigkeit einher, ein reflektiertes Bewusstsein für sich selbst zu entwickeln. Das Bewusstsein ist für den Moment in unmittelbare Handlungen eingetaucht, bei denen das Kind eine gewisse Ohnmacht erfährt, sie auszuführen. Es ist vor allem dieses Gefühl der Ohnmacht, das das Kind im zweiten Lebensjahr dazu bringt, sein Verhalten durch *Nachahmung*, sei es motorisch, sprachlich oder emotional, Regeln oder Modellen unterzuordnen. Im Alter von etwa 18 Monaten treten jedoch widersprüchliche Verhaltensweisen auf. Zuneigung, Abhängigkeit und Identifikation wechseln sich ab mit Reaktionen wie Eifersucht, Besitzgier und *Widerstand*. Die ersten Anzeichen von Identität sind also durch den Wunsch gekennzeichnet, einen optimalen Abstand zu anderen zu finden und zu wahren (weder zu nah noch zu weit). Um diesen Konflikt abzubauen, identifiziert sich das Kind mit der Mutter, die frustriert ist und "Nein" sagt (R. Spitz); es eignet sich so ihre Macht der Verweigerung und des Verbots an. Zwischen 20 und 30 Monaten macht das Kind neue Erfahrungen, insbesondere die Fähigkeit, sich selbst zu benennen und später "ich" zu sagen, die Fähigkeit, Ersetzungen, Übertragungen und imaginäre Identifizierungen im Spiel vorzunehmen, - und die Fähigkeit, sich im Spiegel zu erkennen. Zu diesen Fortschritten gehört die Fähigkeit, sich zu verdoppeln, die Position zu wechseln, den realen Raum und die Zeit vom imaginären Raum und der imaginären Zeit zu trennen. Aber die Benennung, die Fiktion oder die Spiegelung sind das Ergebnis und nicht die Quelle der Fähigkeit, sich selbst darzustellen. Das Kind entwickelt seine Fähigkeit zur Verinnerlichung und - Repräsentation, indem es auf andere einwirkt und mit ihnen kommuniziert, zwar durch Trennung, aber durch Kommunikation. René Zazzo konnte jedenfalls zeigen, dass das spiegelbildliche Erkennen später einsetzt, als allgemein angenommen wird (Jacques Lacan nahm an, dass es zwischen 6 und 18 Monaten, während des sogenannten "Spiegelstadiums", erworben wird!) In seinen Experimenten mit eineiigen Zwillingen hat Zazzo auch die Tatsache hervorgehoben, dass das Bild des *Zwillings* (des anderen Zwillings) die Entwicklung des *mentalen Doppelgängers* und das Erkennen des *spiegelnden Doppelgängers* (des "Selbst" im Spiegel) behindert. Der Zwillingsituation wird eine "lähmende Spiegelfunktion" nachgesagt: "Das Selbstbild braucht, um sich zu bilden, ein Bild des anderen, das ihm gegenübersteht, das anders ist". Die Identifikation mit sich selbst ergibt sich aus der Identifikation mit anderen und nicht aus dem visuellen Erfassen der Gesamtheit des Körpers. Wir können hier die Divergenzen anführen, die die Psychoanalytiker bezüglich der Entstehung des primären Narzissmus haben. Für die einen (Lacan) ist die spiegelnde Aneignung des Bildes des eigenen Körpers der Motor der narzisstischen Allmacht, für die anderen (D. Lagache, D. W. Winnicott...) ist die Allmacht an die Wahrnehmung des Gesichts der Mutter und an ihre Verführungsakte gebunden. Diese zweite Hypothese scheint befriedigender zu sein: Die spiegelnde Reflexion erzeugt weder die mentale Repräsentation des Selbst noch seine - affektive Anlage; das Gegenteil ist zweifellos der Fall.

Ab dem dritten Lebensjahr durchläuft das Kind wichtige Veränderungen. Seine sprachlichen und intellektuellen Fortschritte und die Ausweitung seiner Beziehungen zu anderen führen dazu, dass er aus den Prozessen der Dualisierung herauskommt und kognitive und soziale Kategorien erreicht. Der Fortschritt des operativen Denkens erlaubt es ihm, unter anderem seine "sozialen Identitäten" zu konstruieren, und zwar durch das Spiel des *sozialen Vergleichs* (Festinger), das Hervorheben von

Gemeinsamkeiten und Unterschieden. In dieser Hinsicht ist der ödipale Prozess ein gutes Beispiel für eine kategoriale Verwirrung (Geschlechter und Generationen), die einer Klärung und Überwindung zugunsten einer Identifikation mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil bedarf, der später eine Identifikation mit Gleichaltrigen folgt. Doch kategorische Identifikation und Gruppenkonformität bergen die Gefahr, das Subjekt auf seine sozialen Identitäten zu reduzieren und es in Rollen und Erwartungen einzuschließen, die außerhalb seiner selbst definiert sind. Erst die Entstehung des Gestaltungswillens ermöglicht es dem Kind, die Entfremdung zu einer sozialen Persönlichkeit abzuwehren. Der Einzelne verspürt das Bedürfnis nach *sozialer Unvergleichbarkeit* (Lemaine), den Wunsch, "authentisch" er selbst zu sein (aber kann man ein wahres Selbst von einem falschen *Selbst* trennen, wie Winnicott es tut?)

Pubertäre Veränderungen, Fortschritte in der formalen Intelligenz und die "Globalisierung der Interessen" führen zu einer echten Veränderung der Orientierungs- und Wertesysteme in der Adoleszenz, die zu einer Identitätskrise führen kann. Das Subjekt übernimmt nicht mehr die Identifikationen aus seiner Kindheit oder die Konformität mit den Regeln und Modellen der Familie oder der Schule. Er oder sie versucht dann, seine oder ihre Identität durch Verherrlichung, die zwingende Bestätigung von Meinungen und die Starrheit von Haltungen zu stärken oder wiederzuerlangen. Durch die Organisation von Möglichkeiten, *durch die Identifikation mit Projekten*, ob sie nun als Lebensprojekte oder als Ich-Ideale strukturiert sind oder nicht, kann der Heranwachsende der Abhängigkeit und der narzisstischen Faszination, der Anpassung an die Gruppe oder der egozentrischen Anfechtung entkommen. Die Identifikation mit dem Projekt kann aber auch zu einer Entfremdung führen, wenn sie das Subjekt in neue Starrheiten einbindet und wenn die Bestrebungen zu weit von den gegenwärtigen Handlungen und Situationen entfernt sind. Nur durch Zusammenarbeit und kritische Wachsamkeit kann das Projekt in den Realismus der Interaktionen und die Dynamik der Ergebnisse eingeordnet werden.

Die Identität ist in der Tat eine ständige und illusorische, aber notwendige - und lebenslange - Suche. Das ist das Paradoxon der Identität: Das "Ich" kann nur durch die Vermittlung des Wunsches, "anders" zu werden, um eine Lücke zu füllen, existieren. Dieses Andere - das Ideal des Selbst, das seinerseits verbunden ist - wird sich in ein anderes Projekt projizieren, und zwar in einem endlosen Verweis, der versucht, dem Tod selbst durch Werke zu trotzen. Die Identität ist kein Zustand oder Besitz; sie wird nur in der Krise erfasst und durch Übernahme (Übernahme einer Verantwortung, einer Position, einer Rolle oder eines Wortes...) aufrechterhalten; sie wird ständig durch neue Identifikationen gestützt. Die Identifizierung ist die Geschichte einer ganzen Reihe von Identifikationen, die, wie so viele Illusionen, immer wieder verworfen werden müssen, um zustande zu kommen, was manchmal zu den Störungen führt, die wir Identitätsstörungen nennen.

PIERRE TAP